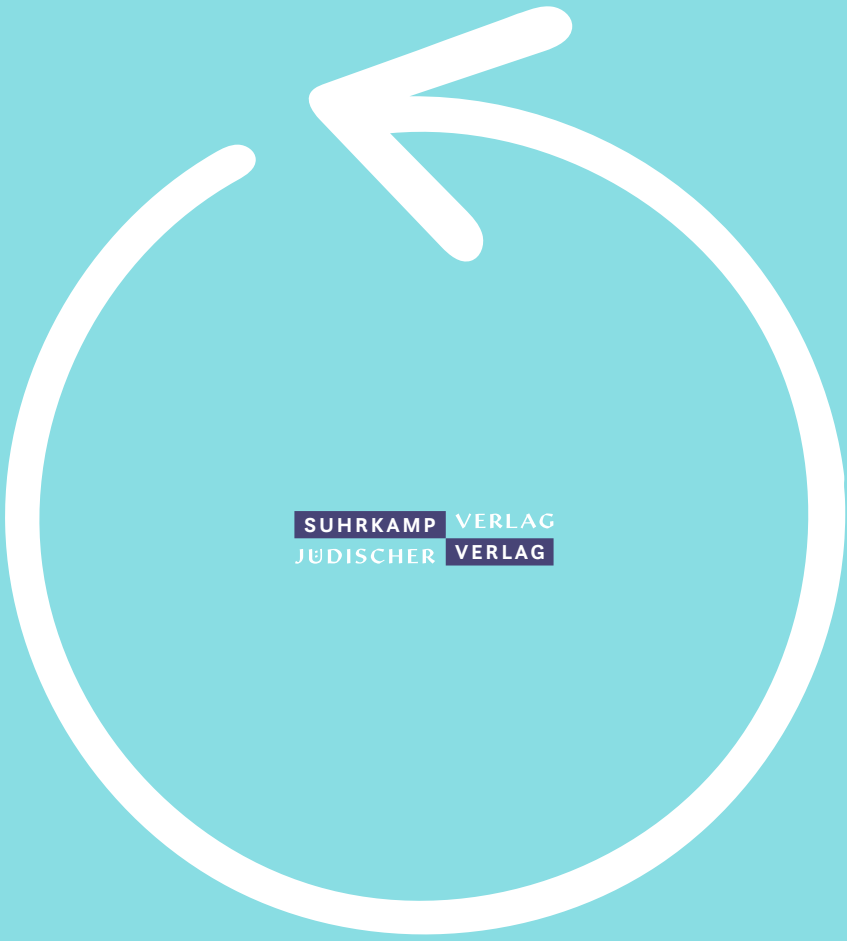
RESET

Neuanfänge

in der jüdischen Welt



SUHRKAMP VERLAG
JÜDISCHER VERLAG

JÜDISCHER ALMANACH

der Leo Baeck Institute



Reset

Neuanfänge in der jüdischen Welt

Herausgegeben von Gisela Dachs
im Auftrag des
Leo Baeck Instituts Jerusalem

SUHRKAMP VERLAG
JÜDISCHER VERLAG

Gefördert durch:
Stiftung Irene Bollag-Herzheimer, Basel
Im Dialog. Evangelischer Arbeitskreis für das christlich-jüdische Gespräch
in Hessen und Nassau
Stuttgarter Lehrhaus. Zentrum für interreligiösen Dialog



aufgrund eines Beschlusses
des Deutschen Bundestages

Redaktionelle Beratung: Irene Aue-Ben-David und Sharon Livne

Seit 1993 gibt das Leo Baeck Institut (LBI) Jerusalem den Jüdischen Almanach heraus. Dies knüpft an eine alte Tradition an, die durch den Nationalsozialismus gewaltsam abgeschnitten wurde. Erstmals erschien ein *Jüdischer Almanach* im Jahre 1902.
Das Leo Baeck Institut ist benannt nach der Symbolfigur der deutschen Judenheit im 20. Jahrhundert und besitzt Zentren in New York, London und Jerusalem sowie eine Wissenschaftliche Arbeitsgemeinschaft in Deutschland. Es wurde 1955 in Jerusalem gegründet, um die Geschichte und Kultur des deutschen und zentraleuropäischen Judentums zu erforschen und zu dokumentieren.

Leo Baeck Institute:
Jerusalem: 33 Bustenai Street, Jerusalem 9104201, Israel; www.leobaeck.org
London: 2nd Floor, Arts Two Building, Queen Mary University of London, Mile End Road, London E1 4NS, UK; www.leobaeck.co.uk
New York: 15 West 16th Street, New York, NY 10011, USA; www.lbi.org
Freunde und Förderer des LBI: Xantener Str. 22, 10707 Berlin; https://fuf-leobaeck.de

Erste Auflage 2026
© für diese Zusammenstellung Jüdischer Verlag GmbH, Berlin, 2026;
für die einzelnen Beiträge bei den Autorinnen und Autoren
Alle Rechte vorbehalten.
Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks
für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.
Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg
Umschlagabbildung: NUREALAM01/Shutterstock
Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn
Druck: Pustet, Regensburg
Printed in Germany
ISBN 978-3-633-54348-9

Jüdischer Verlag GmbH
Torstraße 44, 10119 Berlin
info@suhrkamp.de
www.suhrkamp.de

INHALT

Zu diesem Almanach 7

MICHAEL BRENNER Immer wieder aufs Neue: Brüche und Kontinuitäten in der deutsch-jüdischen Geschichte 14

ZARIN ASCHRAFI Überleben als Neuanfang? Arno Lustigers späte Historiografie über jüdische Widerstandskämpfer 22

SWEN STEINBERG Beginning Anew? Jüdische Flüchtlinge und Displaced Persons in Kanada zwischen Transit und Ankommen 33

ANDREW I. PORT »Neuanfänge«: Von Fürth in die Catskills, von Nürnberg nach Jerusalem – und wieder zurück 47

NATHAN GIWERZEW »Was zur Hölle suchst du hier?«: Wie meine russischsprachige Familie zu einem eigenen Selbstverständnis in Deutschland fand . . . 56

VISAR MALAJ Ein verspätetes Reset: Wie das Narrativ der albanischen Rettungsaktionen im Zweiten Weltkrieg zu neuer Geltung kommt 63

ESTHER RACHOW Zeugenschaft neu ermitteln: Rachel Auerbachs Vision und ihre Erweiterung in den digitalen Raum 73

MIRJAM WENZEL Von Oy zu Yo! Über die Situation jüdischer Museen in Europa seit dem

7. Oktober 2023 und die Resilienz-Strategie des Jüdischen Museums Frankfurt 85

JULIA KALDORI Das Ende einer langen Nacht 94

DORON RABINOVICI Schreiben im Mittendrin 99

URI SCHNEIDER The Story is not over. Die Rückkehr der Geiseln ins Leben 109

SMADAR SHEFFI Israelische Kunst – Neustart im Schatten des Krieges 116

TOMER PERSICO Krise als Geburt und Neuerstehung Israels 123

SIGAL DAVIDI Pionierin und Akademikerin: Die Architektin im Palästina der britischen Mandatszeit 137

SEBASTIAN SCHIRRMEISTER Eine neue Wohnstatt. Die Israelische Nationalbibliothek in Jerusalem . . 152

SERGIO DELLAPERGOLA Das jüdische Volk im Jahr 2126 162

DOMINIK PETERS Sinai, ein Sommernachtstraum . . 178

GEOFFREY HERMAN »Ein großer Mann kommt aus dem Westen«. Neuanfänge und etablierte Hierarchien an den Strömen von Babylon 189

MATTHIAS MORGENSTERN *Falk Nefts Heimkehr*: Ein jüdisch-orthodoxer *Reset*-Roman nach dem Ende des Ersten Weltkrieges 202

Zu den Autorinnen und Autoren 211

Abbildungsnachweis 214

Zu diesem Almanach

Dieser Jüdische Almanach widmet sich dem Thema *Reset* – und damit den realen wie potenziellen Neuanfängen jüdischen Lebens. Auf unserem Computer drücken wir die entsprechende Taste, wenn kein »Weiter-so« mehr möglich ist. Auch die Geschichte des Judentums ist tief geprägt von solchen Wendepunkten, von Brüchen, Erfahrungen des Verlusts und der anschließenden Erneuerung.

Neuanfänge sind dabei nicht bloß historische Ereignisse. Sie bilden einen integralen Aspekt jüdischer Identität und zeugen von der Fähigkeit, sich anzupassen und neu zu erfinden, ohne dabei grundlegende Traditionen aufzugeben. Diese Phasen der Erneuerung waren entscheidend dafür, wie das Judentum über die Jahrhunderte hinweg überleben und sich weiterentwickeln konnte. Der Begriff *Reset* steht hierbei für ein bewusstes Innehalten, für das Überprüfen von Routinen und Narrativen – und für den Mut, neu anzusetzen, ohne das Vergangene auszublenden. Im jüdischen Denken ist dieses Prinzip tief verankert: in der Idee der *Tschuwa* (Umkehr und Rückkehr) ebenso wie in zyklischen Zeitvorstellungen.

Der vorliegende Band greift den *Reset* als zeitgenössisches Denkmodell auf. Er versammelt Perspektiven, die danach fragen, was es heißt, neu zu beginnen: individuell und kollektiv, kulturell, politisch und spirituell. Zwischen Erinnerung und Gegenwart, Kontinuität und Transformation erkundet der Almanach das Thema als offenen Prozess – nicht als radikalen, geschichtslosen Schnitt, sondern als notwendige Neubestimmung jüdischen Lebens und Denkens in einer unsicheren und fragilen Welt.

Den Auftakt bildet der Beitrag von Michael Brenner, der Brüche und Kontinuitäten in der deutsch-jüdischen Geschichte analysiert. Ob in der Antike, nach mittelalterlichen Pogromen oder nach der Shoah – jüdische Existenz musste sich stets neu behaupten, wobei Gründungslegenden oft als »geistige Waffe« für das verbriefte Heimatrecht dienten. Brenner zeigt, dass sich diese Geschichte nicht geradlinig, sondern als eine Abfolge multipler Neuanfänge verstehen lässt.

Am Beispiel des Historikers Arno Lustiger thematisiert Zarin Aschrafi den Aspekt einer »zweiten Karriere« in den Biografien von Holocaust-Überlebenden und stellt damit auch den Terminus »Neuanfang« zur Diskussion. Lustigers Historiografie war ein ethisches Programm, dessen Beginn gleichsam als späte, existenziell motivierte Konsequenz erscheint: Sein Überleben hatte ihm die Weiterexistenz gesichert; den ermordeten Widerstandskämpfern jedoch wollte er ab Mitte der 1980er Jahre ein Nachleben ermöglichen.

Swen Steinberg lenkt den Blick über den Atlantik und erzählt von den schwierigen Neuanfängen jüdischer Flüchtlinge und der Displaced Persons in Kanada. Dabei mussten jene, die es überhaupt ins Land schafften, für ihren Neuanfang in einer von Ablehnung geprägten sozialen Umwelt navigieren, in der von Immigranten gleichzeitig Assimilation erwartet wurde.

Einen anderen Aspekt der Migration untersucht Andrew I. Port. Er schreibt über jüdische Flüchtlinge und Überlebende aus Deutschland, die sich Jahre nach der Shoah auf einen Besuch in ihre einstige Heimat einließen. Port schildert diese emotional aufwühlenden Begegnungen in Nürnberg, das in den 1980er Jahren – teils zur Aufarbeitung der eigenen NS-Vergangenheit – ein offizielles Einladungsprogramm für ehemalige jüdische Bürger initiierte.

Nathan Giwerzew widmet sich einer jüngeren Zäsur: der Öffnung des Eisernen Vorhangs und der darauffolgenden jüdischen Einwanderung aus der postsowjetischen Diaspora nach Deutschland. Am Beispiel seiner Großeltern aus der Ukraine beschreibt er eindrücklich, wie sich das neue Dasein im Sachsen-Anhalt der 1990er Jahre anfühlte, welche Hürden zu nehmen waren und wie sich dieser spezifische Neuanfang bis heute weiterentwickelt hat.

Ein bislang wenig beleuchtetes Kapitel des Zweiten Weltkriegs analysiert Visar Malaj am Beispiel Albaniens. Tatsächlich verzeichnete Albanien als einziges besetztes Land nach dem Krieg einen signifikanten Anstieg seiner jüdischen Bevölkerung. Diese kollektive Rettung war im traditionellen Ehrenkodex *Besa* begründet, der zu Gastfreundschaft und uneingeschränktem Schutz von Gästen und Hilfesuchenden verpflichtete – notfalls unter Einsatz des eigenen Lebens. Malaj beschreibt, wie diese außergewöhnliche Geschichte in der heutigen Erinnerungskultur ein verspätetes, aber notwendiges »Reset« erfährt.

Esther Rachow widmet sich der Zukunft des Gedenkens angesichts des Verschwindens der Zeitzeugengeneration. Ausgehend vom Werk Rachel Auerbachs, einer Pionierin der Shoah-Historiografie, die Überlebendenberichte als epistemisches Zentrum historischer Forschung begriff, spürt Rachow den Möglichkeiten und Grenzen der Digitalisierung von Erinnerung nach und fragt, wie Zeugenschaft ohne lebende Zeugen gelingen kann.

Der Terrorangriff der Hamas am 7. Oktober 2023 und seine globalen Folgen markieren für die jüdische Diaspora auch drei Jahre später noch eine tiefe Zäsur. Miriam Wenzel reflektiert diese Erschütterung aus der Perspektive jüdischer Museen im heutigen Deutschland. Der erzwungene gesellschaftliche Reset verlangt nach einer Neuausrichtung für eine

jüngere Generation: Statt reiner Sorge um die Zukunft in der Diaspora richtet das Jüdische Museum Frankfurt den Fokus nun auf Räume des Gemeinsinns und auf das verbindende Potenzial des gemeinsamen Tuns im Sinne eines »Museums ohne Mauern«.

Über das ständige Prinzip des moralischen und gesellschaftlichen Neubeginns schreibt Julia Kaldori exemplarisch am Verlauf der jüdischen Geschichte Ungarns. Ihr Beitrag verdeutlicht, wie jüdische Gemeinden nach tiefen geopolitischen Zäsuren und gesellschaftlichen Ausschlüssen die Kraft fanden, das Leben vor Ort immer wieder von Neuem aufzubauen.

Doron Rabinovici erwähnt ebenfalls die gegenwärtige Bedrohungslage für jüdisches Leben weltweit, von London über Buenos Aires bis Washington. Er warnt jedoch davor, dies als bloßen Rückfall in die Vergangenheit zu deuten; vielmehr zeige sich darin die gegenwärtige Krise der offenen, liberalen Demokratien und der Aufstieg global vernetzter Ressentiments.

Auch und vor allem in Israel selbst hat das Jahr 2023 einen dramatischen Einschnitt hinterlassen. Uri Schneider widmet sich der psychologischen und existenziellen Verarbeitung dieses Traumas. Er geht der Frage nach, ob und wie den Geiseln nach ihrer Befreiung aus den Tunneln in Gaza ein persönlicher Reset gelingen kann, und stützt sich dabei auf ein Gespräch mit Andrej Koslov, der acht Monate in der Gewalt der Hamas verbringen musste.

Die israelische Kunstszene erlebte ebenfalls einen erzwungenen Reset, wie Smadar Sheffi dokumentiert. Die Feindseligkeit von Teilen der internationalen Kunstwelt führte zu einer Rückbesinnung auf die eigenen Kräfte. Museen öffnen vermehrt ihre Depots, um den Kunstbetrieb aufrechtzuerhalten. Sheffi zeigt, wie diese isolationistische Krise zu-

gleich eine produktive Überprüfung des kanonischen, westlich orientierten Narrativs der israelischen Kunst ermöglicht hat.

Tomer Persico analysiert das politische und gesellschaftliche Potenzial der langanhaltenden Krise Israels. Er sieht in den aktuellen Verwerfungen auch die historische Chance für eine grundlegende Neugeburt des Staates. Persico plädiert für eine Rückbesinnung auf die Werte der israelischen Unabhängigkeitserklärung und entwirft – in Anlehnung an das amerikanische Verfassungsvorbild – einen Weg zur demokratischen Neuerstehung.

Einen architektonischen Rückblick wirft Sigal Davidi auf die Gründungsjahre des jüdischen Staates. Sie beleuchtet die gestalterischen Neuanfänge beim Aufbau der urbanen und ländlichen Infrastruktur. Dabei rückt sie insbesondere die außergewöhnliche, in der Geschichtsschreibung jedoch oft übergangene Rolle von Frauen als Pionierinnen und Architektinnen in den Fokus, die das Gesicht des modernen Israel maßgeblich prägten.

Sebastian Schirrmeister nähert sich dem Thema über die Räume des Wissens. Er verweist darauf, dass Bibliotheken und Archive auf den ersten Blick statische Orte sein mögen, betrachtet die Israelische Nationalbibliothek jedoch als dynamische Ausnahme. Schirrmeister erzählt die bewegte Geschichte dieser Institution, die mit dem Bezug ihres neuen Gebäudes in Jerusalem einen weiteren symbolischen Neuanfang vollzogen hat.

Sergio DellaPergola wagt anschließend einen kühnen Blick in das Jahr 2126 und untersucht die langfristige Zukunft jüdischen Daseins. Vor dem Hintergrund von Globalisierung und Transnationalismus analysiert der Demograf das fragile Beziehungsgeflecht zwischen Israel und der Diaspora. Seine Prognose ist von rationalem Optimismus geprägt: Das jüdi-

sche Volk wird im nächsten Jahrhundert fortbestehen – wenngleich in einer völlig veränderten Welt.

Dominik Peters erinnert an eine singuläre Utopie in der Geschichte des Zionismus. Er beschreibt, wie junge Israelis und ältere Hippies in den 1970er Jahren während der fünfzehnjährigen Besetzung der Sinai-Halbinsel die Siedlung Ophira gründeten. Diese Enklave für Individualisten und Aussteiger wurde zu einem temporären Rückzugsort und einer Zwischenstation für einen ganz persönlichen, existenziellen Re-Start.

Neben den politischen und historischen Realitäten beleuchtet der Band auch theologische Neuanfänge. Geoffrey Herman untersucht das Babylonische Exil und hinterfragt das gängige Narrativ über den Aufstieg Babyloniens zum rabbinischen Zentrum. Er zeigt auf, wie historische Transformationsprozesse, die meist auf komplexen Faktoren beruhen, im Nachhinein oft auf die Ankunft einer einzigen Person – des Gelehrten Rav im frühen dritten Jahrhundert – projiziert wurden, um einen klaren Anfangspunkt zu markieren.

Zuletzt analysiert Matthias Morgenstern den 2026 neu aufgelegten Roman *Falk Nefts Heimkehr* von Isaac Breuer, der die Identitätskrise eines jüdischen Soldaten nach dem Ersten Weltkrieg schildert. Für Breuers Helden gibt es kein »Weiterso«. Ein radikaler Reset führt ihn zurück zur voremanzipatorischen jüdischen Tradition und zu einem »Sozialismus der Thora« – eine für den Autor, der ein Enkel des Rabbiners Samson Raphael Hirsch war, unerhörte Kritik am etablierten großbürgerlichen Milieu der Frankfurter Neoorthodoxie.

Die Bildstrecke in diesem Band stammt von Ellen Auerbach, die 1906 als Ellen Rosenberg in Karlsruhe geboren wurde und deren Leben immer wieder von Neuanfängen geprägt

war. Ihr Weg führte sie von Berlin, das sie 1933 verließ, zunächst nach Palästina, dann über London nach New York, wo sie bis zu ihrem Tod 2004 lebte. Im Alter von 60 Jahren schlug sie noch eine späte Karriere als Lerntherapeutin ein. Zu Hause gefühlt habe sie sich, wie sie sagte, »in meiner Wohnung in New York«.

Gisela Dachs
Tel Aviv/Jerusalem, Juni 2026

MICHAEL BRENNER

Immer wieder aufs Neue: Brüche und Kontinuitäten in der deutsch-jüdischen Geschichte

Mit den Anfängen ist es so eine Sache. Manche Geschichten haben eben nicht nur einen Anfang, sondern gleich mehrere. Viele werden sich daran erinnern, dass im Jahre 2021 in Deutschland trotz Corona die historische Zunft so manche Jubiläen feierte: 150 Jahre Reichsgründung, 500 Jahre Reichstag zu Worms und gar 1700 Jahre deutsch-jüdischen Lebens. Das war eine nette Idee und am Ende – trotz Corona – auch eine Erfolgsgeschichte. Die Historiker haben bei so einem Fest gerne mitgemacht. Allerdings konnten sie es sich nicht verkneifen, auch skeptische Kommentare dazu abgegeben. So ganz genau nehmen sollte man es mit dieser Zahl nämlich nicht. Zum einen weiß man ja nicht, ob die Geschichte der Juden in Deutschland nicht schon früher begann. Aus dem Jahre 321 stammt eben nur die erste erhaltene Quelle, die auf jüdisches Leben in Köln hindeutet. Vielleicht siedelten sich ja schon Jahrzehnte früher Juden im Zuge der römischen Eroberungen zwischen Rhein und Donau an. Zum anderen weiß man auch nicht, ob es sich dabei wirklich um den Beginn der Gründung kontinuierlich bestehender Gemeinden handelte.

Alles, was man weiß, ist, dass in jenem Jahr der römische Kaiser Konstantin ein Dekret erließ, demzufolge auch Juden künftig Vertreter in die Kurie, eine Art Stadtrat, entsenden sollten. Acht Jahre später hieß es dann, dass diejenigen, die in der Synagoge tätig sind, von der Pflicht der Entsendung befreit seien. Daraus mag man schließen, dass es damals eine

jüdische Gemeinde in Köln gab. Wie diese aussah, seit wann sie bestand, wie lange sie danach weiterexistierte und wie es in anderen Städten im heutigen Deutschland mit jüdischem Leben vor dem Mittelalter aussah, darüber kann man nur spekulieren. Denn es gibt keine Dokumente darüber, die nächsten tauchen erst ein halbes Jahrtausend später auf.
So geht es einem oft mit den Anfängen. Man braucht sie, um Jubiläen zu feiern und eine lange Anwesenheit zu begründen, aber so ganz einfach ist es mit der Datierung zumeist nicht. Auch darüber, ab wann denn nun wirklich jüdische Gemeinden im Merowingerreich oder im Karolingerreich anwesend waren, gehen die Meinungen der Historiker auseinander. Irgendwann im 8. oder 9. Jahrhundert überquerten Juden aus Italien die Alpen und erreichten die Rheingegend. Aus dieser Zeit existieren die ersten Spuren einer Mikwe in Köln; dann hören wir von dem Kaufmann Isaak, der der Legende nach Karl dem Großen als Dolmetscher diente und den indischen Elefanten Abul Abbas als Geschenk Hārūn ar-Raschīds an den fränkischen Hof begleiten durfte; im 13. Jahrhundert berichtet dann eine Gründungslegende von der Wanderung des Rabbi Moses, Sohn des Kalonymus, Sohn des Rabbi Juda von Lucca nach Mainz im 9. Jahrhundert.
Siebenhundert Jahre später sollte sich ein vermeintlicher späterer Nachfahre derselben Familie, ein Neffe des Dichters Karl Wolfskehl aus dem George-Kreis in seiner Familienchronik darauf berufen: »Die Familie der Calonymiden konnte ich … bis zum Jahr 870 zurückverfolgen. Damals lebte in Lucca in Italien Moses ben Calonymus der Alte, mit dem die Tradition der Kabbala auf europäischem Boden begonnen hat. Ein Nachkomme dieses Moses ben Calonymus des Alten war Calonymus ben Meshulam. Dieser, wie sein Ahnherr ein großer Gelehrter, war Leibarzt Kaiser Ottos II. Er

rettete dem Kaiser in der Sarazenenschlacht bei Cotrone in der Nähe von Torrent am 13.7.982 das Leben. Zum Dank holte ihn der Kaiser nach Deutschland und siedelte ihn in Mainz an, wo sein Grabstein noch erhalten ist.« Wolfskehl schrieb auch ein ziemlich schwülstiges Gedicht mit dem Titel »Schand und Ehr« über diesen mythischen Ahnherrn.
Die Dichter haben es leichter als die Historiker. Das Sagenumwobene dürfen sie willig aufgreifen und ausschmücken, während die Historiker zweifeln und zögern müssen, Belege anfordern und erst Jahrhunderte später aufgeschriebene Familiengeschichten brüsk als unzuverlässig zurückweisen. Auch Geistliche und Politiker greifen gerne auf Gründungslegenden zurück. Vor allem wenn es von gesellschaftlichem Nutzen ist, wie beim Kampf gegen den Antisemitismus. Das gilt nicht erst seit 2021. Bereits pünktlich zum Jubiläumsjahr 1921 tauchte eine Schrift des Stuttgarter Rabbiners Paul Rieger mit dem apologetischen Titel: »Vom Heimatrecht der deutschen Juden« auf. Der Centralverein der deutschen Staatsbürger jüdischen Glaubens verbreitete sie ebenso wie die von Riegers Bamberger Kollegen Adolf Eckstein sieben Jahre später veröffentlichte Schrift, »Haben die Juden in Bayern ein Heimatrecht?« Und im Jahre 1932 veröffentlichte der Centralverein dann selbst eine Broschüre mit dem Titel »Wir deutschen Juden 321–1932«, in der explizit auf das erste überlieferte Dokument jüdischer Existenz auf germanischem Boden aus dem Jahre 321 verwiesen wird.
Darin heißt es: »Alle diese bekannten Tatsachen müssen in dieser politisch bewegten Zeit immer wieder mit allem Nachdruck betont werden, weil daraus die Grundlosigkeit des Umstandes hervorgeht, daß die deutschen Juden […] mehr denn je Gegenstand der Beschimpfung, der Verachtung, ja sogar des tätlichen Angriffes sind.« Ähnlich schrieb bereits Eckstein in seiner Schrift, nachdem er über ein Jahrtausend jüdischen

Lebens in Bayern nachgewiesen hatte, ob es nicht ein tragisches Schicksal sei, dass die im Weltkrieg für Deutschland ins Feld ziehenden jüdischen Soldaten »sich genötigt finden, für ihr ›Heimatrecht‹ einen Kampf mit geistigen Waffen zu kämpfen«.

In der Tat waren die Versuche, jüdisches Leben auf dem Gebiet des modernen Deutschlands zur Römerzeit nachzuweisen, vor allem als Waffe gegen den ansteigenden Antisemitismus der Weimarer Jahre zu verstehen. Bereits lange vorher, nämlich im Mittelalter, war man damit dem christlichen Antijudaismus begegnet. Wenn Juden zur Zeit Jesu in Germanien lebten, wie konnte man deren Nachfahren für dessen Kreuzestod Tausende Kilometer entfernt verantwortlich machen? Im 20. Jahrhundert ging es nicht mehr darum, den Vorwurf des Deizids zu entkräften, und auch nicht darum, jüdisches Leben an Rhein und Donau im ersten Jahrhundert nachzuweisen. Nun erwiderte man einem völkischen Antisemitismus, der die Juden lediglich als ein temporäres »Gastvolk« inmitten des arischen »Wirtsvolks« ausmachte.

Das Problem mit der Berufung auf die 1600-jährige oder 1700-jährige Geschichte ist allerdings, dass diese recht löchrig ist, selbst wenn wir die antiken Gründungsdaten für bare Münze nehmen. An keinem Ort handelte es sich nämlich um eine kontinuierliche Geschichte. Vielmehr gab es immer wieder gewaltsame Unterbrechungen und Neuanfänge, Vertreibungen und Neugründungen. Schon mit dem Ersten Kreuzzug 1096 war es vielerorts mit der jüdischen Ansiedlung erst einmal wieder vorbei, als die gewalttätigen Kreuzfahrer mit dem Gemetzel an den Ungläubigen nicht warten wollten, bis sie Jerusalem erreichten (was sowieso kaum jemandem von ihnen gelang). So löschte man die Juden schon auf dem Wege aus, wo man ihnen begegnete und wo diese nicht den

Schutz der jeweiligen Kirchenfürsten, wie in Speyer, erhielten.

Die Überlebenden zogen weiter in die nächsten Orte und taten was? Sie fingen wieder von neuem an, gründeten jüdisches Leben, bis sie in ihre alten Heimatstädte zurückkehren konnten. Doch auch der Neuanfang währte nicht immer sehr lange. Erfundene Anschuldigungen von Ritualmord, Hostienschändung und Brunnenvergiftung führten vielerorts zu neuer Vertreibung – und einige Zeit später wieder zum Neuanfang anderswo. Mit Ende des Mittelalters war mit jüdischem Leben in den meisten größeren deutschen Städten für einige Jahrhunderte Schluss. Nur in Frankfurt und Worms sowie in dem damals zum Reich gehörenden Prag durften Juden bleiben, nun aber in einem von außen abgeschlossenen Ghetto. Aus allen anderen Städten – und aus den meisten größeren deutschen Territorien – wurden sie vertrieben, was anderswo wieder zu Neuanfängen führte. Besonders in den kleineren Fürstentümern kam es oft zur Gründung neuer Gemeinden, und in vielen deutschen Landgemeinden entstand nun erstmals jüdisches Leben, während andere der Vertriebenen nach Osten gingen und in Polen die größte jüdische Gemeinde ihrer Zeit aufbauten.

Neuanfänge entstanden in der Regel aus der Zerstörung heraus. Es waren die aus Spanien und Portugal vertriebenen sephardischen Juden, die in Hamburg ab Ende des 16. Jahrhunderts die bald größte jüdische Gemeinde in Deutschland aufbauten. Als 1670 bei einer der letzten großen Vertreibungen der Frühen Neuzeit die Juden aus Wien ausgewiesen wurden, etablierten einige der Vertriebenen in Berlin neues jüdisches Leben. Während bis Mitte des 19. Jahrhunderts in Nürnberg keine Juden leben durften, gründeten sie in Fürth eine blühende Gemeinde, die mit Jeschiwa und hebräischer Druckerei weit in die Welt hinausstrahlte.

Erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts waren dann wieder überall in Deutschland jüdische Gemeinden zugelassen. Sie errichteten Friedhöfe und Synagogen, gründeten Wohltätigkeitsvereine und Sportclubs, errichteten Schulen und Krankenhäuser. Als viele dieser Einrichtungen in den 1930er Jahren ihr 50-jähriges Jubiläum feierten, war es auch oft schon wieder vorbei mit ihrer Existenz. 1938 brannten die Synagogen, wenig später wurden alle jüdischen Vereine verboten und noch etwas später wurden die noch verbliebenen Menschen ermordet.

1945 sah es dann ganz danach aus, als ob es mit jüdischem Leben in Deutschland endgültig vorbei wäre. Der Jüdische Weltkongress verabschiedete eine Resolution gegen die Wiederbegründung jüdischen Lebens auf der »blutgetränkten Erde« Deutschlands. Der neue Staat Israel sprach sich gegen diejenigen aus, die sich in Deutschland von den »Fleischtöpfen Ägyptens« angezogen fühlten. Und selbst der neugegründete Zentralrat der Juden in Deutschland ging zunächst nicht von einer dauerhaften Wiederbegründung jüdischen Lebens aus. Man sprach damals häufig von sogenannten Liquidationsgemeinden. Es war ein Neuanfang mit Fragezeichen. Die Zahlen sprechen ihre eigene Sprache. Zur Zeit der alten Bundesrepublik 1989 lebten weniger als 30 000 Juden in den jüdischen Gemeinden der Bundesrepublik, die Gemeinden in der DDR zählten noch ganze 350 Mitglieder. Die Tendenz war abnehmend.

Kaum jemand hatte damit gerechnet, dass es nach dem Fall der Mauer zu einem weiteren Neubeginn jüdischen Lebens in Deutschland kommen sollte: 150 000 bis 200 000 Menschen jüdischer Herkunft kamen in den folgenden Jahren aus der ehemaligen Sowjetunion nach Deutschland, knapp 100 000 von ihnen schlossen sich den jüdischen Gemeinden an. In manchen Orten wurden neue Gemeinden gegründet, in an-